

Sie stammt aus Kenia, hat in Deutschland Germanistik und Soziologie studiert – und mit dem US-Präsidenten einen ziemlich bekannten Bruder: **Auma Obama** über ihren frühen Unabhängigkeitsdrang, das schwierige Verhältnis zum gemeinsamen Vater und ihre Arbeit mit Jugendlichen, denen sie vor allem eines vermitteln will: dass sie keine Opfer sind.

➔ VON TERESA SCHAUR-WÜNSCH

# »Am Ende liegt es bei einem selbst«

Sie haben schon als Achtjährige in Kenia beschlossen, dass Sie nie von einem Mann abhängig sein wollen. Woher kam dieser Freiheitsdrang?

**Auma Obama:** Ich glaube, weil ich aus einer patriarchalischen Familie komme. Mein Volk der Luo ist sehr patriarchalisch. Da hat man als Mädchen auf den Mann zu hören. Und der Mann kann auch mein zehnjähriger Bruder sein. Ich war ja das einzige Mädchen in der Familie, mit vielen Brüdern und einem Vater mit seinem sehr starken Charakter. Es gab Situationen, in denen von mir Dinge verlangt wurden, und die einzige Begründung war: Das ist, weil du ein Mädchen bist. Ich habe meinen Bruder nicht anders gesehen als er mich und habe mir gedacht, wieso darf er anders behandelt werden als ich? Warum?

Das hat auch dazu geführt, dass Sie nach der Schule allein nach Deutschland gegangen sind, mit einem Stipendium, das Sie sich selbst erkämpft haben. Alles, ohne dass Ihr Vater davon wusste, dabei war er selbst ein Mensch, dem Bildung wichtig war. Immerhin hat er als einer der ersten Kenianer in den USA, auf Hawaii, studiert. Hätte er kein Verständnis gehabt?

Ich glaube, es lag daran, dass unsere Beziehung Tochter-Vater war. Sie war nicht intellektuell. Das habe ich damals nicht sehen können. Ich habe nur gesehen, er ist ein sehr strenger Vater, sehr traditionell in seiner Art mir gegenüber. So habe ich mir vieles eingebildet. Am Ende, als er dann doch nach Deutschland kam – er hat mich dort gesucht und gefunden –, war er sehr traurig. Da hat er mich zum ersten Mal als erwachsene Frau gesehen. Aber das wäre sonst vielleicht gar nicht passiert. (Barack Obama sen. starb kurz danach unter mysteriösen Umständen, Anm.)

Haben Sie rückblickend viel mit Ihrem Vater gemeinsam? Offenbar liegt das politische Engagement in der Familie – er hat stets offen seine Meinung vertreten und sich damit in Probleme gebracht, seinen Job verloren. Damals konnte das passieren, jetzt nicht mehr, Gott sei Dank. Aber man sagt mir öfters, dass ich meinem Vater ähnele. Vielleicht war es deswegen so schwierig. Dieses Gerechtigkeitsgefühl, das er auch hatte, kam in diesem Fall zwischen uns. Er hat leider in seiner Zeit nicht die Möglichkeit gehabt wie ich, etwas zu tun, was etwas bewirkt in der Welt. Das ist schade für ihn und für mich auch eine Motivation. Ich denke viel an meinen Vater: Was würde er dazu sagen? So hoffe ich, dass ich das Richtige mache und er auch ein bisschen darauf stolz sein kann.

Auch Ihr Bruder Barack Obama hat wohl einen ähnlichen Gerechtigkeitsinn. Gab es für Sie Schlüsselerlebnisse? Einmal, das Sie gesehen haben?

Armut spielt in meiner Arbeit eine Rolle, aber im Grunde geht es für mich um Jugendliche, wie man charakterbauend mit ihnen arbeitet. Ich hatte auch Verwandte, die in den Slums lebten, und wir lebten auf dem Land, was manchen sehr arm erscheint, aber das war nicht so tragisch. Wenn eine Familie zusammenhält, kann man auch in so schwierigen Situationen etwas aus sich machen. Jugendliche brauchen Leute, die ihnen helfen zu wissen, dass sie wichtig sind. Wenn man das nicht hat und zusätzlich dann in Slums und Armut lebt, dann geht man wirklich unter. Mein Anliegen ist, diesen jungen Leuten einen Raum zu geben, wo sie sich entwickeln können. Es geht darum, ihnen zu helfen zu erkennen, dass sie von sich aus die Verantwortung übernehmen sollen für ihr Leben, auch wenn sie im Dreck leben. Und dass sie nicht nur beschuldigen



Auma Obama beim Gespräch im burgenländischen Stegersbach.

IPP GERA

## STECKBRIEF

1960 wurde Auma Obama in Nairobi geboren und ging später dort ins Internat. Ihr Vater war nach bzw. neben ihrer Mutter noch mit zwei Amerikanerinnen verheiratet und hatte in Summe elf Kinder. Barack traf sie erstmals 1984 in den USA.

Ab 1980 studierte Obama in Heidelberg, und Bayreuth, lebte später in England. Sie arbeitete u. a. als Journalistin und für Care, mittlerweile für ihre eigene Stiftung Sauti Kuu (Starke Stimmen). Sie hat eine Tochter.

und diese Opferrolle einnehmen. Gerade bei uns lernen sie das von den Eltern, die auch in den Armenvierteln wohnen, dass sie andere verantwortlich machen für das, was mit ihrem Leben passiert. Kann sein, dass das der Ausgangspunkt ist. Aber man muss da raus. Am Ende liegt es bei einem selbst. Um die Frage zu beantworten: Bei mir war das mit 13, als meine Stiefmutter wegging, dass ich erkannt habe, es liegt bei mir, nur ich kann mir helfen. Und ich hatte das Glück, dass ich Leute um mich hatte, die an mich geglaubt haben.

### Ihre amerikanische Stiefmutter war Vorbild?

Sie war eines der ersten. Meine Großmutter sowieso, die spielt bis heute eine große Rolle in meinem Leben. Aber meine Stiefmutter auch. An eine Diskussion, die wir hatten, erinnere ich mich bis heute. Es ging um Jungs, und sie hat mir gesagt: Auma, wenn sich irgendwem einmal Jungs für dich interessieren, dann musst du immer wissen: Wenn ein Junge dich mag und du sagst Nein, dann muss er auf dich hören. Wenn er nicht auf dich hört, respektiert er dich nicht. Das Wichtigste ist, dass die Menschen dich respektieren. Das ist mir geblieben, und daran habe ich die Leute immer gemessen.

Wie stehen Sie zur Entwicklungszusammenarbeit? Da geht es doch darum, Menschen aus schwierigen Umständen herauszuhelfen. Da liegt schon das Problem, dass man ständig sagt, man hilft. Weil derjenige, dem geholfen wird, der hat ein Problem, der ist schwächer. Aber die Leute sind nicht schwächer. Man muss genauer hinschauen. Man muss in Dialog miteinander kommen. Wie in der Situation, in der man gesagt hat, man gibt den Leuten Fisch – pure Philantropie. Dann hat man gesagt, man zeigt ihnen, wie man Fische fängt. Und ich sage wie-

so, man muss sie doch fragen, ob sie überhaupt Fisch essen. Man muss sich gegenseitig fragen: Was gibt es für Probleme, wie bewältigen wir sie, und wie wichtig ist es für mich? Was hab ich davon? Das heißt, wenn ich mit Ihnen etwas mache – Sie kommen aus Österreich, ich aus Kenia –, dann muss ich wissen, welche Anliegen haben Sie dabei? Was sind Ihre Sorgen? Warum interessieren Sie, die Sie von so weit weg sind, sich für mich und meine Probleme? Was sind Ihre Interessen? Seien wir ehrlich miteinander. Dann erst können wir wirklich miteinander arbeiten, weil wir gemeinsame Ziele haben. Zu häufig sind die Ziele einseitig von den Leuten, die kommen und „helfen“.

### Welche Ziele können das sein?

(Lacht.) Es sind so viele verschiedene. Ob es wirtschaftliche Interessen sind, kulturelle, ob es einfach ist, dass ich mein schlechtes Gewissen beruhigen oder mich finden will. Was alles okay ist, nur muss man ehrlich sein. Dann wissen wir es, und dann verhält sich die Person nicht, als ob sie komme, um alle zu retten. Sie kommt, um zu lernen, zu schöpfen, sich an unserer Kultur zu nähern. Und dann kriegt man eine andere Beziehung zueinander. Dann gibt man und nimmt auch. Wenn Sie von mir etwas nehmen, geben Sie mir Würde. Weil ich Ihnen etwas geben konnte. Ich existiere dann für Sie, viel stärker, als wenn nur Sie mir etwas geben. Ich bin untergeordnet, wenn ich immer nur nehme.

### Was ist der wahre Grund, warum Sie Ihre eigene Stiftung gegründet haben?

Ich habe sie gegründet, weil für mich Nachhaltigkeit und Langfristigkeit wichtige Worte sind. Ich habe bei einer großen Organisation gearbeitet, bei Care. Die Arbeit war ganz, ganz toll, aber das Problem für mich war, dass sie immer

## Frau Obama, darf man Sie auch fragen...

### 1 ... warum Sie ungern Fragen über Ihren berühmten Bruder beantworten?

Weil wenn man mich nur über meinen Bruder fragt, ist zu wenig gefragt. Es gibt viel, viel mehr, was man erfahren kann über mich und das, was ich mache.

### 2 ... was Sie selbst an Afrika am meisten ärgert?

Ich kann nicht für den ganzen Kontinent sprechen, das wäre zu viel. Mich ärgert eher, was die Leute sagen über Afrika als Kontinent – weil man Afrika behandelt, als wäre es ein Land. Ein kleines Land, von dem man einfach so pauschal reden kann.

### 3 ... was Sie an Ihrer Heimat am meisten lieben?

Es ist so viel, was ich liebe, ich kann das nicht in einem Satz sagen. Es ist viel eher ein Gefühl. Und wenn ich ehrlich bin, habe ich viele Heimaten. Meine Heimat ist dort, wo ich bin, wo ich mit Menschen bin, die ich liebe und die mich lieben. Und das ist nicht immer in Kenia. Das ist in vielen Ländern, weil ich in vielen Ländern gelebt habe.

sehr kurzfristig war, weil das sehr spendenabhängig war. Wenn man mit jungen Leuten arbeitet, muss man schauen, dass man Zeit hat. In unserer kleinen Stiftung – es ist noch eine ziemliche Luxusituation im Moment – können wir die Spender noch überzeugen, dass es etwas länger dauern kann. Und es geht nicht immer nur um Spenden. Wir versuchen auch mit Unternehmen zu arbeiten. Es geht letztendlich um die Wirtschaft. Es geht darum, dass diese jungen Leute ein Teil der Wertschöpfungskette werden. Meine Vision, dieses Modell, ist etwas, was ganz neu ist. Man versucht, diese Arbeit als wirtschaftliche Förderung zu sehen.

### So kommen Sie ja auch immer wieder nach Deutschland. Sie haben schon als 16-Jährige Böll gelesen, Christa Wolf, Wolfgang Borchert. Was hat Sie an ihnen fasziniert?

Vielleicht verstehen die Deutschen das nicht – aber die Leidenschaft. Nach dieser Zeit des Krieges und allem, was da passiert ist. Die Emotion, diese Not, dieses Verlangen, dieses Nichthaben, dieses Verzichtensmissen: In der Zeit ging es mir so. Zwischen 13 und 18, bis ich wegging aus Kenia, habe ich diese Gefühle gespürt. Nicht, weil ich ein Kriegskind war. Aber was ich gelesen habe bei Brecht, bei Borchert, bei Böll: Diese Leute haben im Kopf überlegt, versucht, sich mit einer Situation zu arrangieren, die außerhalb der eigenen Kraft liegt, wenn man selbst nichts ändern kann, aber trotzdem durchmuss. Das hab ich erlebt, und von daher war es sehr leicht für mich, mich damit zu identifizieren. Manches war auch sehr extrem, da war ich dann neugierig: Wie haben die Leute das überlebt? Und das hat mir dann auch Kraft gegeben, meine Situation nicht mehr so ernst zu nehmen. Und ich habe auch das Lesen geliebt, das so wieso.